

Eine Ausstellung in Karlsruhe beleuchtet die Kulte während der römischen Kaiserzeit

# Gipfeltreffen der Götter

Von Stephan Burianek

Wer heute durch Ausgrabungsstätten der römischen Antike spaziert, dem fallen die Kultstätten unterschiedlicher Glaubensrichtungen auf. Neben Tempeln für die offiziellen Staatsgötter rund um Jupiter, Juno und Minerva finden wir dort häufig Huldigungsorte für Gottheiten außerhalb dieser Sphäre, beispielsweise für Isis oder Kybele, sowie die Reste von frühchristlichen Kirchen. Manchmal ist dies auf eine zeitliche Abfolge in der mehrere Jahrhunderte währenden Geschichte des Römischen Reichs zurückzuführen. Häufig zeugen diese Stätten aber von religiösen Parallelwelten und von einer lange Zeit gültigen Flexibilität im Glauben.

Diesen Umstand beleuchtet derzeit die Sonderausstellung „Imperium der Götter“ des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe. Unter den Glanzstücken dieses Museum, das an seinem exponiert liegenden Hauptsitz im schmucken Stadtschloss nicht weniger als die gesamte westliche Kulturgeschichte abdeckt, sind zwei antike Mithras-Kultreliefs zu nennen, die aufgrund ihrer Größe und ihres Bilderreichtums zu den bedeutendsten ihrer Art zählen.

Obwohl die zündende Idee für die aktuelle Schau auf diese beiden Exponate zurückzuführen ist, fehlen sie in der Sonderausstellung. Sie konnten nicht ins Erdgeschoß bewegt werden, da sie einst – sicher ist sicher – in die Wände des Hauses einbetoniert wurden. Trotzdem bildet der Mysterienkult um den stiertötenden Lichtgott Mithras einen Schwerpunkt unter den rund 400 Ausstellungsstücken, die zum Teil – und das ist wirklich bemerkenswert – von den bedeutendsten archäologischen Museen Italiens zur Verfügung gestellt wurden.

Vom Mithras-Kult liegt immer noch allzu viel im Dunkeln. Das ist einerseits auf die geheime Ri-

tualpraxis und andererseits auf die Effizienz zurückzuführen, mit der christliche Vollstrecker nach der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion ab dem Jahr 380 die paganen Kultstätten zerstörten.

## Parallelen zum Christentum

Trotzdem sind heute rund zweihundert Mithräen bekannt. Einer dieser zumeist unterirdischen Tempel wurde eigens für die Schau in der Originalgröße nachgebaut. Das längliche Tonnengewölbe erinnert an einen kleinen Weinkeller. Zu beiden Seiten verlaufen Podien, auf denen die stets männlichen Kultanhänger vermutlich liegend ihr rituelles Mahl einnahmen. Auf einem Gemälde an der Stirnfront ist das klassische Mithras-Sujet zu sehen: Die Gottheit drückt mit dem linken Knie einen Stier nieder. Das rechte Bein fußt auf den hinteren Hufen, die linke Hand hält den Kopf des Stiers an den Nüstern. Mit abgewendetem Kopf stößt Mithras dem Tier seinen Dolch in den Hals. Der Tod dient als Lebensader: Ein Hund und eine Schlange lecken am Blut. Der Skorpion, der einst in den Hodensack zwickte, ist hingegen verblasst.

Die rituellen Zusammenkünfte hatten vermutlich einen performativen Charakter, worauf die Ausstellung mit einem „Theatermesser“ aus einem Mithräum in Baden-Württemberg hinweist. Akteure konnten es sich gefahrlos um die Hüfte schnallen. Davon abgesehen gab es frappierende Parallelen zum konkurrierenden Christentum, darunter ein Initiationsritus (Taufe), das Kultmahl (Hostie) und der Glaube an Himmel und Hölle. Manche Forscher sind nach wie vor davon überzeugt, dass Europa heute größtenteils mithrasgläubig wäre, „wenn das Christentum aufgrund zufälliger Ereignisse in seiner Ausbrei-



Der Mithras-Kult ist immer noch geheimnisumwittert: ein Kultrelief aus dem Mithräum unter Santo Stefano Rotondo in Rom, das den Gott bei der Stiertötung zeigt. Foto: Museo Nazionale Romano - Terme di Diocleziano

tung gehemmt worden wäre“, wie es der Religionshistoriker Ernest Renan 1882 formulierte.

Die phrygische, quasi „schlumpfähnliche“, Mütze des Stiertöters sowie die exotische Kleidung verweisen auf seine persische Herkunft. Auch andere im römischen Pantheon aufgenommene Götter hatten ihren Ursprung im Osten, wie Isis (Ägypten), Mater Magna oder Kybele (Kleinasien) und Jupiter Dolichenus (Syrien). Sie alle sind Gegenstand der Karlsruher Ausstellung.

Der Forscher Franz Cumont (1868–1947) sah in diesen „orientalischen“ Kulturen, wie er sie nannte, die Zwischenstufe einer religiösen Evolution, die ausgehend vom ursprünglichen primitiven Vielgötterglauben letztlich im Christentum mündete. Diese Ansicht gilt heute als ebenso über-

holt wie seine These, diese Kulte seien von den Römern aus fernen Kulturen importiert worden.

## Antikes Voodoo

Die aktuelle Schau vertritt die derzeit gängige Forschermeinung: Inspiriert von außen, schufen sich die Römer ihre eigenen Kulte. Die trugen mitunter skurrile Blüten: In Isis- und Kybele-Tempeln wurden kleine Bleiplättchen, sogenannte Fluch-Täfelchen, gefunden. Die Verwünschungen, die sich wie Zaubersprüche lesen, richteten sich an untreue Liebhaber, Diebe und unliebsame Familienmitglieder. Obwohl derartige Magie verboten war, erfreute sie sich offensichtlich einer gewissen Beliebtheit. Auch „Voodoo“ war nicht unbekannt, wie eine durchlöchernte Tonpuppe aus dem spätrömischen Ägypten beweist.

Durchaus bedrohlich wirkt aus heutiger Sicht der letzte Abschnitt der Ausstellung. Er ist dem Christentum gewidmet. Die Kuratorin Susanne Erbeling stellt sich der Ansicht entgegen, das Christentum habe seinen Erfolg den bildungsfernen Unterschichten zu verdanken gehabt und verweist auf zwei Mosaikporträts aus einer Katakomba in Rom. Sie zeigen, dass das Christentum bereits im 4. Jahrhundert auch die Wohlhabenden erreichte. Davon unabhängig wurde es wenig später zum Henker einer polytheistischen Gesellschaft. ■

**Ausstellung**  
**Imperium der Götter**  
Badisches Landesmuseum,  
Karlsruhe  
Bis 18. Mai  
★★★★☆

## Wenn der Sensenmann streikt

Von Lena Dražić

Gewiss existiert es nicht, das „autonome Kunstwerk“, das sich völlig losgelöst von seinen Entstehungsbedingungen beschreiben ließe. Doch bildet „Der Kaiser von Atlantis“ hier einen Extremfall: Kurz, nachdem Viktor Ullmann die Oper für seine Mithäftlinge in Theresienstadt komponiert hatte, wurden er und sein Librettist Peter Kien in Auschwitz ermordet. Ein Dokument also, wie es uns die Grausamkeit der Nazi-Herrschaft nicht gnadenloser vor Augen führen könnte. Auch der Inhalt birgt keine Schonung, tritt hier doch der Tod in Streik, bis der Kaiser von Atlantis persönlich die Wiederaufnahme von dessen Handwerk erlebt und sich selbst als erstes Opfer darbietet.

Der Theatermacher Markus Kupferblum realisierte die Parabel auf Initiative von „Opera Moderne“ und dem Austrian Cultural Forum in New York, in Wien holte er sie nun mit seiner Kompanie „Schlüterwerke“ in die Maria-The-

resien-Kaserne – als ehemalige Heimstätte der Waffen-SS ein historisch aufgeladener Ort.

So, wie dem Einakter mit seiner ungewöhnlichen Orchesterbesetzung und der statischen Szenenfolge die Spuren seines Entstehungsprozesses deutlich eingeschrieben sind, ist auch diese Produktion von den Umständen geprägt: Das amerikanische Säng-



Im Reich, in dem der Tod die Arbeit verweigert: Brian Downen als Harlekin. Foto: Sara Gamarró

ensemble – allen voran Joseph Beutel als tröstlicher Sensenmann – agiert solide, kann den deutschen Text aber kaum verständlich über die Rampe bringen. Auch die Bühne von Hans Kudlich arbeitet mit minimalen Mitteln. Ullmanns pragmatische Aneignung von Tonalität und Atonalität wird vom Klangforum Wien unter Rossen Gergov in gewohnt hoher Qualität hörbar gemacht. Die Inszenierung enthält sich weitgehend der Interpretation, beschränkt sich ganz auf die Funktion des Dokumentierens. Dies macht ästhetische Reflexionen im Grunde obsolet. Dennoch: Eine in den Mitteln weniger beschränkte Umsetzung könnte Ullmanns Lehrstück als Werk wohl gerechter werden. ■

**Oper**  
**Der Kaiser von Atlantis**  
Von Viktor Ullmann  
Markus Kupferblum (Regie)  
★★★★☆

## Haydn-Vorspeise und Strauss-Festmahl

Von Lena Dražić

Zuerst eine Haydn-Symphonie, dann ein Konzert des klassisch-romantischen Repertoires und nach der Pause ein symphonisches Werk: So lauten die Zutaten eines philharmonischen Konzerts nachmittags, so althergebracht, so wohlvertraut. Doch auch angesichts unumstößlicher Selbstverständlichkeiten muss es möglich sein, ab und an Wünsche zu äußern – etwa nach einem dramaturgischen Zusammenhang, oder danach, dass Haydn von seiner Rolle als „Vorspeise“ erlöst wird.

Immerhin gab sich Andris Nelsons am Samstag alle Mühe, dem Komponisten Leben einzuhauchen: mit raschen Tempi, prägnanten Akzenten und heftigen Kontrasten. Doch auch, wenn sich die Philharmoniker redlich um Phrasierung bemühten, stand die große Besetzung stilgerechter Transparenz entgegen.

Stilistisch konnte sich das Orchester bei Mendelssohns Violinkonzert weit mehr zu Hause fühlen. Und hier erwies sich Konzertmeister Volkhard Steude als uneitler Solist. Dabei legte er Mendelssohns virtuose Läufe mitunter als Wettläufe mit dem Orchester an, in denen er den Kollegen um Nasenlänge voraus war. Dem Publikumsjubel dankte er mit Bachs d-Moll-Sarabande, ehe die Philharmoniker mit Strauss' Tondichtung „Also sprach Zarathustra“ ureigenstes Terrain betreten: Hier steigerten sie sich, angefeuert von Nelsons' weit ausholender Gestik, zum überwältigend farbenprächtigen Klangrausch. ■

**Konzert**  
**Wiener Philharmoniker**  
Andris Nelsons (Dirigent)  
Wiener Musikverein  
★★★★☆